

ZARAH PHILIPS

LAUTER LEICHEN

KRIMINALROMAN

LESEPROBE

MIDNIGHT



Die Autorin

Zarah Philips, geboren 1969, liebt das Element Wasser. Sie schnorchelt und schwimmt für ihr Leben gern und nutzt die Alster als zweites Wohnzimmer. Sie liebt kleine und große Menschen, Kunst und fremde Kulturen und ist begeisterte Mutter von drei Kindern.

Letzterer Umstand hat ihr eine

vielseitige Berufsbiographie geschenkt: Zarah war im Controlling, in den PR, als Assistentin und als Therapeutin vornehmlich für seelische Belange tätig. Ihr Leben teilt sie mit dem besten Mann von allen. *Lauter Leichen* ist ihr erster Roman.

Das Buch

Eine rasante Verbrecherjagd mit einer gehörigen Portion schwarzem Humor

Elli Gint traut ihren Augen kaum, als sie ihren Exfreund Peter erschossen in der Hamburger Villa ihrer Mutter findet. Für den ermittelnden Kommissar Watkowski gilt Elli sofort als Hauptverdächtige im Mordfall. Dummerweise wurde Peter nämlich mit derselben Waffe erschossen, die bereits achtzehn Jahre zuvor Ellis Vater niederstreckte. Damals war Ellis Mutter als Täterin im Visier der Ermittlungen, ihr konnte aber nie etwas nachgewiesen werden. Den Damen der Familie Gint bleibt nichts anderes übrig, als gemeinsam zu ermitteln und Ellis Unschuld zu beweisen. Mit von der Partie ist auch Oma Frieda, die eher rüstig als rostig den einen oder anderen Gauner vom Hof jagt. Schließlich ist alles ganz anders, als der Kommissar glaubt ...

Zarah Philips

Lauter Leichen

Kriminalroman

MIDNIGHT 

Midnight by Ullstein
midnight.ullstein.de

Originalausgabe bei Midnight
Midnight ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
März 2018 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2018

Umschlaggestaltung:
zero-media.net, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95819-148-8

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben. In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

*Für Yannick, Smilla, Bennet
und Kai.*

ERSTES BUCH – 2015

Fischfutter mit Schnauzer

Hamburg-Rissen, 11. Juli 2015, in der Villa meiner Mutter.

Stellt euch elf holzvertäfelte Zimmer am Elbhang vor. Ja, wir sind reich.

Da kniete ich nun vor einem meiner üblichen Probleme: Diesmal war es Peter. Mein Ex-Liebhaber hatte sich ausgerechnet in der Küche meiner Mutter erschießen lassen.

Sein Blut klebte an mir. Ich hielt meine Hände auf seinen Brustkorb gepresst, um die Blutung zu stoppen, und fragte mich, woher ich eine dritte Hand zum Telefonieren nehmen sollte.

»LEB! WEITER! BLÖDER! IDIOT!«, schrie ich ihn an. Doch warum hätte er beim Sterben auf mich hören sollen? Schon zu Lebzeiten hatte er es nicht getan.

Mein Handy ruhte gemütlich in meiner Jackentasche, und die hing in der Garderobe neben der Empfangshalle. Dreißig Meter. Dreißig Sekunden. Und das Blut sickerte unaufhörlich durch meine Finger ...

Ich sprang auf und rannte los, schlidderte durch den Blutsee, stolperte durch die Halle zum Garderobenraum, schnappte mir das Handy aus meiner Jacke. Code eingeben – VERDAMMT! VER-TIPPT! – zurück in die Küche, tief durchatmen – Code eingeben – Peter anschreien und ihm noch mal deutlich machen, dass Sterben keine Option ist. Ich gab ihm eine Ohrfeige, was er schon viel früher verdient gehabt hätte.

Er lächelte. »Elli ...«, sagte er zärtlich.

Dann senkten sich seine Augenlider ein letztes Mal über die himmlisch blauen Augen, und er starb.

Wieder presste ich meine Hände auf seine Brust, diesmal rhythmisch. Ich versuchte, mich an die Herzdruckmassage aus dem Erste-

Hilfe-Kurs vor ungefähr hundert Jahren zu erinnern. Wir hatten damals irgendeinen Song gesungen, der die perfekte Taktzahl hat, wenn man dem Tod eins auswischen will ... Richtig! ›Staying alive‹ von den Bee Gees.

Ich holte tief Luft und legte los: »Ah, ha, ha, ha, staying alive, staying alive, ah, ha, ha, ha, staying alive, staying alive ...«

Inbrünstig sang ich, meine Hände steppten auf Peters stummer Brust. Wie lange ich durchhielt, weiß ich nicht, doch irgendwann musste ich einsehen, dass Peter nicht mehr zu retten war. Ein letztes Mal verliebte ich mich in den Mann, der wie Michelangelos David aussah, im Tod wie im Leben.

Nachdem ich vielleicht eine Minute lang still neben Peters Leiche gesessen hatte, fiel mein Blick auf den Kerl, den ich gerade erschossen hatte. Er lag etwas entfernt von uns, war ungefähr dreißig Jahre alt, trug einen Schnauzer und machte ein erstauntes Gesicht. Ich hatte keine Ahnung, wer er war.

Und er nicht, wer ich war.

Dumm gelaufen.

Auch für seinen Komplizen. Der war zwar ungefähr fünfzig Jahre älter und klug genug gewesen, rechtzeitig abzuhaufen, hatte jetzt aber meine Oma Frieda auf den Fersen, und mit meiner Oma Frieda ist nicht gut Kirschen essen, wenn sie sauer ist.

Zwei kleine Frauen, hatten sich die beiden Mafiosi wohl gedacht, als sie uns in die Küche gejagt und mit ihren Waffen gespielt hatten. *Die schaffen wir mit links. Da reicht's, wenn wir so tun, als wär'n wir harte Kerle.*

Also hatten sie nicht aufgepasst, und ehe sie sich versahen, hatte ich mir die Pistole des Schnauzbarts gegriffen und ihn erschossen. Oma hatte den alten Fettwanst in die Hand gebissen und blitzschnell zugegriffen, als der vor Schreck die Waffe fallen ließ.

Meine Oma ist zwar schon achtzig Jahre alt, aber durch körperliche Arbeit gut gestählt. Einzig ihr Rheuma macht ihr zu schaffen,

doch wenn es darauf ankommt, kann sie wahnsinnig schnell humpeln. Als der dicke Alte also mit etwa zwei Kilometern pro Stunde floh, aktivierte er Omas Jagdinstinkt. Wie ein Bluthund heftete sie sich an ihre Beute, die Pistole des Flüchtenden im Anschlag.

Mein Job war es jetzt, mir zu überlegen, was ich mit den beiden Leichen anstellen sollte. Wieder einmal.

Man sollte meinen, dass ich mir inzwischen einen routinierten Entsorgungsprozess angeeignet hätte, aber weit gefehlt: Jedes Mal stehe ich wie eine blutige Anfängerin mit der Leiche da. Es ist verhältnismäßig einfach, die Seele in den Himmel zu befördern – aber wohin mit dem Körper? Millionen Mörder haben bislang keine sinnvolle Methode ersonnen, die tote Beweislast unkompliziert und für immer zu beseitigen. Ich auch nicht. Deswegen lasse ich sie normalerweise einfach dort liegen, wo sie hinfällt.

Peter und der tote Schnauzbartträger lagen nun also in der Küche meiner Mutter, und die würde erst in drei Wochen aus Florida zurückkehren. Ich mag meine Mutter, und ich weiß, sie würde zwei verwesende Leichen in ihrer Küche nicht gutheißen. Liegen lassen war also keine Option.

Zuerst der Kerl, der Peter erschossen hatte. Seinem Akzent nach zu urteilen, musste er aus Osteuropa kommen, doch ich konnte mich täuschen. Der Mann war zwar schlank, aber auch fünfund-siebzig Kilogramm bewegen sich nicht von allein. Ich ärgerte mich kurz, dann holte ich die Sackkarre aus dem Keller, legte sie auf den Boden, hob und schob den Kerl darauf und zog ihn durchs Haus bis zur Terrassentür. Weil ich nichts zum Festbinden hatte, musste ich die Karre in liegender Position belassen und den Weg in gekrümmter Haltung zurücklegen. Zum Glück bin ich gut trainiert.

So, nun war ich draußen – und jetzt?

Die benachbarte Villa zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Dort lebt das Ehepaar Satorius inmitten ungefähr fünftausend Quadratmetern wunderschön gepflegter Parkfläche. Keinen von beiden

habe ich jemals im Garten gesehen. Sie halten sich ausschließlich auf einem der Balkons auf, und auch das nur, wenn die Luft warm, der Himmel bewölkt, der Wind still und der Wochentag ein Sonntag ist. Sie sind ungefähr siebzig Jahre alt, und sie testen vermutlich in ihrer verschlossenen Villa die Daseinsqualität der nahenden Jahrzehnte im familieneigenen Mausoleum auf dem Ohlsdorfer Friedhof.

Der Seerosenteich des Ehepaares fiel mir ein. Ich rollte meine Fracht über unseren ordentlich gemähten Rasen und freute mich, dass der Schnauzbart nicht ins Rutschen kam. Durch die Tannen auf unserer Grundstücksseite arbeitete ich mich bis zum Gewässer vor. Es war rechteckig und sah so aus, als sei es im ersten Leben ein Schwimmbecken gewesen, was bedeutete, dass es tief genug war, um den Schnauzbart zumindest für ein paar Tage zu verschlucken. Erst dann würden sich durch die Verwesung in der Bauchhöhle genug Gase gebildet haben, um ihn wie eine Luftmatratze an die Wasseroberfläche zu befördern. Was ich verhindern könnte, wenn ich seinen Bauch öffnen würde, aber woher so schnell ein Messer nehmen? Außerdem schrecken mich Messer ab. Sie erfordern intimen Körperkontakt, und den begrenze ich gern auf horizontale Erlebnisse.

Ich richtete die Karre auf, der Bart glitt sanft und nahezu geräuschlos ins Wasser. Zwei Koi-Karpfen schwammen an die Wasseroberfläche und bäugten mich neugierig. Ich winkte ihnen zu und wünschte ihnen einen guten Appetit.

Nun zu Leiche Nummer zwei. Peter. Der Gedanke, ihn ebenfalls an die Kois zu verfüttern, behagte mir nicht. Andererseits würde er davon nichts mehr mitbekommen. Ich biss die Zähne zusammen.

Seine Eltern sollten wissen, dass er tot ist. Also würde ich ihn dort ablegen, wo man ihn bald finden würde. Im Wald zum Beispiel, in der Nähe eines Weges.

Im Haus sammelte ich meine Siebensachen ein, wickelte Peter in Frischhaltefolie, zerrte ihn zum Abtransport in die Halle, kippte aus einer Gießkanne einige Liter Wasser über die Blutlache und meine Fußabdrücke darin und rutschte auf zwei Dutzend Küchentüchern unter meinen Füßen durch das Blut, das im halben Erdgeschoss verteilt war. Ich schloss die Terrassentür und glitt zurück in die Küche. Dann startete ich einen zweiten Durchgang, diesmal mit Chlorreiniger und unter Einsatz ausladender, tänzerischer Bewegungen. Ich verstaute die Küchentücher in einer Kunststofftüte und legte einen dritten Durchgang ein, diesmal ordnungsgemäß mit Schrubber und Wischeimer. Ein letzter Blick in die Küche, zwei Minuten innegehalten und überlegt, ob ich etwas vergessen hatte, derweil noch ein wenig Ordnung geschafft, welke Blüten in den Bioeimer geworfen, die Haustür zum Lüften geöffnet, den Alarm angestellt, den fauligen Apfel entsorgt, die dreckige Obstschale ausgewischt, die Sackkarre neben Peter in Position gebracht, und ...

Der Alarm erklang laut und schrill.

Mist, verdammter!

Meine Mutter musste die Alarmanlage umprogrammiert haben, ohne mich darüber zu informieren, denn eigentlich hätte ich fünf Minuten Zeit haben sollen, um durch die geöffnete Tür zu verschwinden. So viel also zur heimlichen Leichenentsorgung in einem hübschen Wald.

Ich schätzte, dass ich bis zum Eintreffen der Sicherheitsfirma noch eine Viertelstunde Zeit hätte, und tat das einzig Vernünftige: flüchten. Die Villa meiner Mutter ist vor unerwünschten Blicken durch hohe Mauern und reichlich Bewaldung geschützt, aber Menschen können mitunter eine verheerende Neugierde für Dinge entwickeln, die sie nichts angehen, und nach Schlupf- und Gucklöchern suchen, die ihren Wissensdrang befriedigen. Ein schriller Alarmton würde die Neugierde etwaiger später Spaziergänger nur beflügeln. Ich gab mir also Mühe, den kurzen Weg bis zum seitlichen

Tor, das in den kleinen Wald führte, möglichst schnell und unentdeckt zurückzulegen.

Omas Kadett war auf und davon, mein Jaguar stand noch an Ort und Stelle, direkt unter den Linden am Rand des Waldes. Meinen Funkschlüssel, der das straßenseitige Tor zur Hofeinfahrt öffnete, hatte Peter. Nachdem ich Peter vor einigen Wochen aus meinem Leben geworfen hatte, hatte ich von ihm NICHTS zurückbekommen, er von mir hingegen ALLES. So war Peter. Er hatte ein Händchen für die Bequemlichkeiten des Lebens – insbesondere für jene, die ihm nicht gehörten.

Als ich mich in mein Auto warf, landete ich erneut in Blut. Das durfte doch wohl alles nicht wahr sein. Vermutlich hatte der Fettwanst versucht, sich mit meinem Auto abzusetzen, weil sich die Schlüssel zu seinem Auto in den Taschen seines Komplizen befanden. Ich gab Gas und brauste mit dem Alarmgeheul im Rücken davon.

Beim Abbiegen von der Kösterbergstraße auf die Blankeneser Landstraße rief Oma an.

»Was ist mit Peter?«, schrie sie. Im Hintergrund hörte ich Fahrgeräusche, offensichtlich hatte sie wie ich im Auto die Flucht ergriffen.

Ich presste meinen Fuß aufs Gaspedal, um ein paar Meter weiter scharf in die Richard-Dehmel-Straße abzubiegen. »Tot«, sagte ich und zwang mich, meinen Fuß vom Gas zu nehmen. Die Durchfahrt konnte hier angesichts der einspurigen Straße und des stetigen Flusses an zwei Meter breiten SUVs durchaus abenteuerlich werden.

Stille am anderen Ende der Leitung. Dann hörte ich undeutlich Omas empörte Stimme: »Ihr Kollege hat den Freund meiner Enkelin erschossen!« Es folgten ein dumpfes Geräusch und ein Schrei. Sie musste einen unfreiwilligen Fahrgast haben.

»Tut mir leid für dich, Elli!«, schrie Oma wieder in den Hörer. Sie hat bis heute nicht begriffen, dass sie am Handy in normaler Laut-

stärke sprechen kann, um verstanden zu werden. »Ich weiß, dass es mit euch beiden nicht immer einfach war, aber dieses Ende hatte er nicht verdient!« Noch ein Schlag, und noch ein Schrei. »Und glauben Sie nicht, dass das schon alles war!«, herrschte Oma ihren Mitfahrer an.

»Lass was für mich übrig«, bat ich, und dann erzählte ich vom Seerosengrab, vom Alarm und meiner Flucht. Zum Schluss fragte ich sie nach ihren weiteren Plänen.

»Ich wusste nicht, was ich mit ihm anstellen sollte, also hab ich gedacht, fahr'n wir erst mal zu Else, und dann sehen wir weiter! – Rechts abbiegen, hören Sie? Da an der nächsten Kreuzung! – Mutter im Himmel, hast du eine Ahnung, wie schwer so eine Pistole ist? Wenn ich zu Hause bin, muss ich sofort eine Ibuprofen nehmen, mein Handgelenk bringt mich um. Ich muss ihn ja irgendwie in Schach halten, nicht wahr? Er sitzt vorn und fährt, und ich sitze hinter ihm. Das habe ich aus Krimis. – Jetzt rechts! – Er ist ja ein wenig schwer von Begriff, der Mann. Ich glaube, er kommt aus Jugoslawien.«

»Jugoslawien gibt es nicht mehr, Oma.«

»Ich habe Else bereits angerufen! Sie hat gebacken! Apfeltorte! Ich habe eine Stärkung dringend nötig. Willst du auch vorbeikommen?«

Else ist Omas Nachbarin und beste Freundin. Solange ich denken kann, kleben die beiden wie Pech und Schwefel zusammen. Sie kennen sich seit ihrer Kindheit, waren im Zweiten Weltkrieg im gleichen Waisenheim und später in der gleichen Pflegestelle. Sie leben in einer Mietwohnanlage in Barmbek-Nord, einem Stadtteil, der sich angesichts knapper Wohnressourcen beim Mittelstand zunehmender Beliebtheit erfreut und nun an vielen Ecken schicksalhaft verändert wird. Traditionell gehört Barmbek allerdings den Arbeitern, zu denen Oma sich stolz zählt.

»Ich muss erst mal mein Auto tauschen«, sagte ich. »Der Mann hat den Fahrersitz mit Blut eingesaut.«

»Blutflecken sind die Hölle!«, schrie Oma. »Da hilft auch kein Rasierschaum.« Und wieder etwas undeutlicher: »Sie Ferkel! Ich telefoniere gerade mit meiner Enkelin. Sie haben ihr schönes Auto ruiniert. Es ist alles voller Blut, sagt sie. Schämen Sie sich! – Ruf doch deinen Onkel an, Elli! Vielleicht kann er auf die Schnelle irgendwoher einen Jaguar besorgen, der wie deiner ist. Die Polizei wird garantiert bald bei dir aufkreuzen, und dann solltest du besser ein sauberes Auto haben. Die können heute alles finden, selbst den kleinsten Blutspritzer!«

Ich hörte im Hintergrund, wie der Dicke sagte, er wisse, wo es so einen Jaguar gebe. Genau den Gleichen. Einen E-Type, Baujahr 73.

»Ja?«, schrie Oma. »Wo denn?«

»Ich will sein Auto nicht!«, fauchte ich und legte auf.

Das wäre ja noch schöner. Erst schießt der Kerl Peter ins Bein, macht dann mein Auto dreckig und sitzt schließlich auch noch mit Apfeltorte auf Elses Sofa – und erdreistet sich, mir helfen zu wollen. Als wenn ich das nötig hätte!

Familie!

*Immer noch am 11. Juli 2015, diesmal in Hamburg-Blankenese.
Dort lebe ich. Allein. In einer kleinen, alten Villa mit Atelier.*

Ich rechnete damit, dass die Polizei noch ein paar Stunden brauchen würde, bevor sie bei mir auftauchte. Allerdings nicht, weil ich so eine untergeordnete Rolle in Peters Leben gespielt hätte, denn das hatte ich nicht getan. Wir hatten immerhin vierzehn Jahre lang eine On- Off-Beziehung geführt. Die Polizei würde in Peters Handy jede Menge Nachrichten von mir finden, unter anderem diese:

20 Uhr im Haus meiner Mutter. Du hast ja den Schlüssel und den Alarmcode.

Dass ich ihn zu meiner Mutter nach Hause bestellt hatte, lag nicht etwa daran, dass er ein besonders inniges Verhältnis zu ihr gepflegt hatte, sondern an praktischen Erwägungen. Meine Mutter ist viele Monate im Jahr auf Reisen, und ich – als Malerin mit Ausstellungen und Kunden in ganz Europa – stehe für das Haussitting nicht immer parat. Also war Peter ab und an für mich eingesprungen.

Meine Kleidung hatte ich bereits entsorgt: Sie dümpelte auf dem Boden der Regentonne meines Nachbarn, der mit seinem Wohnmobil gerade die dänische Ostseeküste unsicher machte. Die blutigen Küchentücher hatte ich nach und nach ins Klo geworfen und mitsamt der zerschnittenen Tüte weggespült. Mich selbst würde ich gleich mit verdünntem Chlorreiniger abschrubben und danach ausgiebig baden. blieb noch das Auto. Und das war wirklich ein Problem. Entweder würde ich hier und jetzt eine neue Methode zur polizeitauglichen Blutfleckentfernung erfinden, oder ich würde in-

nerhalb der nächsten Stunden ein Auto brauchen, das meinem bis aufs i-Tüpfelchen glich.

Womit meine Familie ins Spiel kam.

Mit Familienmitgliedern ist das so eine Sache: Manche liebt man, manchen geht man aus dem Weg, und manche gehen einem so richtig auf den Senkel.

Onkel Elvis und mein unterbelichteter Cousin Michael gehören zur letzten Kategorie, doch ich darf nicht wählerisch sein: Onkel Elvis ist ein erfolgreicher Hehler, und sein missratener ältester Sohn zählt zu Hamburgs begabtesten Autoschiebern. Elvis heißt Elvis, weil er wie Elvis aussieht, ohne Glitzeranzug, aber mit getöner Sonnenbrille, Bauch und Bart. Michael sieht auch aus wie Elvis, allerdings wie der junge Elvis: dreißig Kilo leichter, bart- und brillenfrei.

Sie waren genau das, was ich brauchte. Kurz überlegte ich, mit wem ich mich am ehesten herumschlagen wollte, dann biss ich die Zähne zusammen und rief Michael an.

»Ich habe ein Problem«, sagte ich zu ihm.

»Haste Scheiße gebaut?«, fragte mein Cousin. Er klang mitfühlend. Mit Scheißebauen kannte er sich aus.

»Nein. Aber es sieht so aus, als hätte ich Scheiße gebaut. Ich brauche mein Auto ein zweites Mal. Genau so, wie es ist. Am besten gestern.«

Weil Michaels Gehirnzellenverschaltungen nicht die Schnellsten waren, störte ich ihn nicht beim Schweigen. Schließlich sagte er: »Du fährst einen E-Type-Jaguar, Baujahr 1973, dunkelblau, beige Vollleder-Ausstattung, 268 PS.«

»Ja«, bestätigte ich. »Ich weiß. Ich fahre dieses Auto schon seit zwei Jahren.«

»Ein Polo wär kein Problem«, sagte Michael.

Ich lächelte vage in den Himmel und fragte ihn, ob er dennoch helfen könne.

»Muss er blau sein?«

»Genau so, wie er ist«, wiederholte ich.

»Ich hätte einen in Schwarz«, sagte Michael. »Mit roten Sitzen.

Sieht super aus.«

»Michael!«

»Also, nun dränge doch nicht so! Ich überleg ja schon! Ich hab 'nen Kumpel, der 'n Kumpel hat ...«

Schließlich war er soweit. »Da ist einer, der steht in Ellerbek. Garage am Einfamilienhaus. Ist wahrscheinlich besser verrammelt als Fort Knox. Aber Papa wird's hinkriegen.«

»Was meinst du, wann du bei mir sein wirst?«

»Hmm ...« Michael musste rechnen, und das zählte ganz eindeutig nicht zu seinen Stärken. »So in drei Stunden, denke ich.«

»Super.«

»Und was machst du mit deiner Karre? Hast dann ja zwei Karren. Die aus Ellerbek und deine.«

»Die muss weg.«

»Geht klar.«

»Pass aber auf«, warnte ich meinen Cousin. »Wenn ich in der Küche Festbeleuchtung an habe, fährst du einfach weiter. Dann ist die Polizei schon da.«

»Oh. Klingt echt nach Scheiße. Viel Glück, hey!«

Michael hielt Wort: Gute zweieinhalb Stunden später stand ein neuer alter Jaguar neben meinem alten alten Jaguar in der Garage. Michaels Aufzug war so wie immer: enge Jeans, buntes Hemd mit nachlässig gekrempelten Ärmeln, spitze Schnürschuhe, Goldkettchen, ein paar Ringe, Schmierfrisur.

Als dieser Teil der Tauschaktion beendet war, demonstrierte Michael die Schlösser und legte sie zur Seite. Dann machten wir uns daran, beide Jaguare auf Herz und Nieren nach persönlichen Besitztümern abzusuchen. Bei mir gab's nicht viel zu holen; mein Auto

sah, mal abgesehen vom Blut, wie neu aus. Der andere Jaguar war hingegen so vollgestopft wie der Setzkasten meiner Oma: ein Duftbäumchen am Spiegel, Autozeitschriften im Handschuhfach, dazu Holzpolitur, Lederpolitur, Kunststoffpolitur und Lackpolitur, passende Tücher, Müllbeutel, ein Handstaubsauger, Feuchttücher, ein Nagelpflegeset, Sterilium und Armani-Deo.

»Wem gehört das Auto?«, fragte ich. »Muss ein pingeliger Mensch sein.«

Michael grinste. »Kann man wohl sagen«, bestätigte er. »Ist aber nur ein Kurierfahrer.«

Nachdem zumindest mit bloßem Auge kein Blut mehr zu erkennen war, baute Michael die Schlösser wieder ein, meine in das Ellerbeker Auto und umgekehrt. Erstaunlich, dachte ich. Michael glaubt, dass Indien irgendwo in Afrika liegt, schafft es aber, sechs Türschlösser ohne nennenswerte Spuren zu demontieren und wieder einzubauen. Ich nahm mir vor, künftig freundlicher über ihn zu denken.

»Familie!«, sagte Michael mit ernstem Gesicht, als er ging, und reckte die Faust. »Kannste drauf bauen. Ich bin für dich da.«

Als ich die Fußmatten, die Michael shampooiert und abgesaugt hatte, zurück ins Auto legen wollte, erglomm im Schein der Garagenbeleuchtung auf den Matten ein goldener Schriftzug: *Dobrinka forever*, darum herum ein Herz.

Na toll. Wer zur Hölle war Dobrinka?

Der Nachtalp

Hamburg-Blankenese, 12. Juli 2015, mitten in der Nacht, verdammt!

An Schlaf war natürlich nicht zu denken. Peter und ich waren seit Wochen Geschichte, aber Peter und ich waren auch viele Jahre befreundet gewesen. Heutzutage nennt man die Art unserer Verbindung *Freundschaft Plus*, wobei ich eindeutig mehr zum Plus und Peter eindeutig mehr zur Freundschaft tendierte, mit einem anderen Plus aus Ring und weißem Kleid und Treueschwur vorm Altar.

Weil Peter ständig pleite gewesen war und ich Geld habe, nahm ich an, dass ein Teil seines Ehewunsches mit meinem gut gefüllten Bankkonto zusammenhing. Wobei es in Hamburg von hübschen, reichen Mädchen nur so wimmelt, und Peter – der aussah wie eine griechische Götterstatue, das Wort *Charme* erfunden hat und Mit-eigentümer einer hippen Computerspielefirma war – hätte sich viele aussuchen können. Warum er also ausgerechnet bei mir gelandet war und so hartnäckig an mir festhielt, habe ich nie verstanden.

Gut, ich bin hübsch: Ich habe lange kupferfarbene Haare, bin klein, appetitlich gerundet und durch Joggen und Kickboxen fest und fit. Aber das war es auch schon. Meine Kleidung ist eher exzentrisch. Ich liebe grafische Muster, die nicht zwangsläufig miteinander harmonieren müssen, und bin mir nicht zu schade, mein atemberaubendes Dekolleté und meine schlanke Taille auf den Tisch zu hauen. Das lenkt vom knalligen Hintern, den kräftigen Schenkeln und den bisweilen unpassenden Bemerkungen ab. Außerdem bin ich zwangsgestört. Ich brauche es ordentlich und übersichtlich, und ich bringe gelegentlich Menschen um. Das allerdings wusste Peter nicht.

Ich lag im Bett und wartete auf das Klingeln der Polizei, und während ich da so lag, an Peter dachte und nicht glauben wollte,

dass ich ihn wirklich nie wieder sehen würde, fiel mir Helmut ein. Ich dachte an die Spurensicherung, die sich in diesem Moment vermutlich gerade durch die Villa arbeitete, euphorisiert von der eingefolierten Leiche und dem Hitchcock-Feeling der alten Villa. Es müsste schon ein Wunder geschehen, wenn sie Helmut nicht entdecken würden, denn mit ihm hatte sich meine Mutter wahrlich keine große Mühe gegeben.

Es ist nämlich so: Helmut war der Liebhaber meiner Mutter, den sie vor einigen Jahren in ihrer Tiefkühltruhe entsorgt hat, im Keller. Da liegt er immer noch.

Kurz wurde ich wütend auf meine Mutter. Das war wieder einmal typisch für sie. Anstatt Helmuts Leiche sachgerecht und auf Nimmerwiedersehen zu entsorgen – die Elbe ist direkt vor ihrer Tür, Herrgott noch mal, und sie hatte sicher genug Zeit, die Nacht abzuwarten – wirft sie ihn in eine Tiefkühltruhe, knallt den Deckel zu und schließt die Kellertür ab. Aus den Augen, aus dem Sinn. So ist sie, meine Mutter. Wie ein Kind.

Ich stand auf, ging in die Küche und kochte mir einen Kaffee. Den Eindruck, den meine Mutter und ich bei den Polizisten hinterlassen würden, konnte ich mir lebhaft vorstellen: Seit langem vermisster, steinreicher Erbe liegt tiefgekühlt im Keller der Frau, mit der er ein Verhältnis hatte. Leiche Nummer zwei im Haus ist der Ex-Liebhaber der Tochter, die ein Date mit der Leiche hatte.

Ich seufzte und stellte mich auf unangenehme Tage ein.

Serbische Geschäfte

Hamburg-Blankenese, 12. Juli 2015, mit zu wenig Schlaf.

Am nächsten Morgen rief ich zuerst Oma an.

»Er ist Serbe«, sagte sie, »und heißt Rozmir. Rate mal, wie alt er ist!«

»Ich will nicht raten.«

»Achtundsiebzig! Hättest du das gedacht? Er hat sich gut gehalten, findest du nicht? Er hat mir einen Tipp gegen meine Arthritis gegeben: Teufelskralle-Kapseln.«

Das fehlte mir noch: dass Oma sich in einen serbischen Killer verknallte.

»Sein Sohn ist der Boss der Serben-Mafia in Hamburg«, fügte sie hinzu, dabei klang sie wie ein junges Mädchen, das sich gerade einen Fußballstar geangelt hat.

»Oma!«, rief ich empört.

»Die sind gar nicht so schlimm«, sagte Oma. »Nur Drogen und Rezeptbetrug. Rezeptbetrug zählt nicht, finde ich. Das ist wie Versicherungsbetrug. Das tun alle. Außerdem versuchen die Serben gerade, seriös zu werden, und kaufen ganz normale Firmen auf. Deswegen waren sie auch hinter Peter her. Sie wollten ihm seinen Laden abschwatzen.«

»VIRTEGO heißt der Laden, Oma. Und ich glaube, dass Rozmir dir einen Bären aufbindet. Was soll die Mafia mit einer Firma anfangen, die Computerspiele entwickelt?«

Oma ging auf diesen berechtigten Einwand nicht weiter ein. »Wir frühstücken jetzt. Else hat Brötchen gebacken. Sie ist gestern extra noch zur Reeperbahn gefahren und hat Handschellen besorgt, damit Rozmir uns nicht abhaut. Zum Glück haben die Erotikkaufhäuser auch abends auf. Da gibt's vielleicht Schweinereien, hat sie

gesagt. Wir wollen nächste Woche mal gemeinsam hingehen. Rozmir hat bei ihr übernachtet, auf einer Luftmatratze neben ihrem Bett. Wir haben ihn an die Heizung gekettet. War die Polizei schon da?»

»Nein.«

Oma machte »Tsss«, beschwerte sich über deren Transusigkeit und sagte schließlich, dass wir an sich froh sein könnten. »Garantiert schicken sie dir einen Beamten, der nur noch an seine Pension denkt«, spekulierte sie. »Sonst wären sie schon lange bei dir aufgetaucht.«

Ich hatte da so meine Zweifel: Wahrscheinlich schleusten sie gerade ganze Polizeischulklassen durch den Tatort, weil es dort so viel zu sehen gab. Kurz ließ ich meiner Phantasie freien Lauf. In meinem Kopf deutete ein behäbiger Beamter mit Zeigestock auf das Einschussloch in der Wand, die Blutlache, den in Frischhaltefolie eingewickelten Peter, den tiefgekühlten Helmut, die Sackkarre, dozierte über die unterschiedliche Munition, hielt einen Monolog über die Wischspuren in der Küche und im Flur, kam schließlich zu fehlenden Einbruchhinweisen und erläuterte, dass eine tiefgekühlte Leiche unmöglich über Jahre von der Hausherrin unentdeckt bleiben könne, weswegen sie vermutlich schuldig sei, wenn schon nicht des Mordes, dann zumindest des Totschlags. Überhaupt hätte kein Bürger das Recht, eine Leiche über Jahre den liebevollen und kundigen Händen eines ordnungsgemäßen Bestatters zu entziehen, außerdem wären da ja noch die Angehörigen der Leiche, die hätten auch Gefühle, womit er zu Peter käme. Der hätte auf jeden Fall keine Gefühle mehr, zumindest keine schlechten, was man als positiven Begleitumstand seines Todes werten könnte, hä hä hä, kleiner Witz, was ihn zu der triumphierenden Schlussfolgerung bringen würde: *Wir haben ein Nest Schwarzer Witwen gefunden! Lasst es uns ausräuchern, Jungs!*

Mehr unter midnight.ullstein.de